

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 111.

Berlin, Dienstag den 16. September

1845.

### Frankreich.

Der Mysticismus und die gallikanische Kirche im 17. Jahrhundert.

#### I. Fenelon, Bossuet und Madame Guyon.

Die Liebe zu Gott, als der Quelle des ewigen Heiles, ist vielleicht das populärste Dogma der katholischen wie aller anderen Kirchen. Aus ihr entspringen die guten Werke, das Gebet, kurz Alles, was gethan wird in der Hoffnung einstiger Seligkeit. Sie ist begründet im menschlichen Herzen, das wohl keiner völlig uneigennütigen Liebe fähig ist und keines Opfers ohne Auszicht, irgendwie belohnt zu werden. Es gab indes zu allen Zeiten Männer, deren edles Gemüth von jener zweckdienlichen Liebe nicht befriedigt wurde, die in ihren Gebeten keine Forderung an Gott stellten, noch ihm eine seiner Versprechungen vorhielten. Die Kirche duldet auch eine erhabnere Auslegung des Gebotes der Liebe, vorausgesetzt, daß die Befenner derselben sonst alle Pflichten der Gläubigen erfüllten. Man nannte diese Leute Mystiker, und einige von ihnen wurden unter die Heiligen aufgenommen.

Der Quietismus, der im Jahre 1685 in der Person des Molinos als heftig verurtheilt wurde, war nichts als die bis ins Unvernünftige gehende Uebertreibung der uneigennütigen Liebe der Mystiker. Er verwarf die guten Werke, weil sie ihren Grund im Eigennuß haben, und das Gebet, weil es ein Verlangen und eine Hoffnung in sich schließt. Die Liebe zu Gott durfte nach ihm, wenn sie wahr seyn sollte, so wenig eine Folge haben, daß zwei Hauptdogmen des Christenthums, das Mitteramt Christi und die Werkheiligkeit, durch sie aufgehoben wurden. Durch ihr beschaufliches Leben kamen die Quietisten dahin, selbst gegen die ewige Verdammnis gleichgültig zu werden, ja sie mit einer gewissen Freude zu erwarten, wenn sie nur überzeugt waren, daß es im Plane Gottes liege, sie der Hölle zu weihen. Viele dergleichen Frömmel vernachlässigten jedes Gebot, das die heilige Schrift befiehlt, und thaten, als übten sie ihre Lüderlichkeiten zur Ehre Gottes aus und in der völligen Hingebung gegen seinen Willen. So lebte der berühmte Molinos, der lange Zeit für einen musterhaften Priester galt, nach dem Ausdruck Bossuet's, zweiundzwanzig Jahre in allem Schmutze, ohne zu beichten. Es ist wahrscheinlich, daß für viele jener ausgearteten Mystiker ihre Lehre nur ein Deckmantel für ihre Laster war, während Andere sich im Ernste Mühe gaben, die Eigenschaften eines Thieres und eines Heiligen in sich zu vereinigen.

Man erräth aus diesen wenigen Andeutungen über den Quietismus, von welcher Seite er den tugendhaften und schwärmerischen Fenelon anziehen, dagegen den praktischen Bossuet mit Haß und Widerwillen erfüllen mußte. Von Jugend auf hatten diese beiden Männer eine Richtung genommen, die sie nothwendig zu literarischen Gegnern machen mußte und sie gewissermaßen auf den Streit vorbereitete, der drei Jahre lang die Christenheit gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in gespannter Aufmerksamkeit erhielt.

Bossuet konnte sich nie mit der raffinierten Frömmigkeit der Mystiker befreunden; Fenelon's Geist war phantastischer und zarter als der seinige und darum dem Uberschwänglichen zugänglicher. Ueberdies beunruhigte ihn die Kirche seiner Ansichten wegen nicht, denn sie hatte den Grundsat, in zweifelhaften oder gleichgültigen Dingen völlige Meinungsfreiheit zu gestatten. Darum hatte er sich vorzugsweise zu den Schriften der einsiedlerischen Heiligen gewendet; sie eröffneten seinem Geiste einen unendlichen Gesichtskreis, sie verführten sogar sein Urtheil, denn er durfte nicht fürchten, auf dem Wege, den so fromme Männer gewandelt waren, das Gebiet der Tugend zu verlassen. Seine profanen Beschäftigungen verriethen dieselbe Geistesrichtung. Verschieden von Bossuet, der mehr römische als griechische Züchtung hat, ist Fenelon mehr griechisch als römisch und liebte von den griechischen Autoren vorzugsweise Platon, in dessen Schriften er seinen Idealismus und selbst den Quietismus wiederfand, den Bayle so genau in ihnen nachgewiesen hat.

Als Fenelon Lehrer des Herzogs von Bourgogne war, lernte er die berühmte Madame Guyon kennen. Diese Frau war schön und geistreich und trug jene schwärmerische Frömmigkeit zur Schau, die Fenelon so sehr für die Mystiker einnahm. Sie entzückte ihn, und bald entspann sich zwischen Beiden ein geistiges Einverständnis, das alle Innigkeit eines Liebesverhältnisses hatte und Fenelon nach und nach zum erklärten Ritter der Madame Guyon machte. Diese Dame hatte bereits einmal ihre Ueberspanntheiten widerrufen, ihre Schriften in Bossuet's Hände gelegt und dafür von ihm die Absolution und die Erlaubniß, das Abendmahl zu nehmen, erhalten. Plötzlich aber trat sie

von neuem mit ihrer Schwärmererei hervor, und man hörte sie sagen, die reine Gottesliebe erfülle sie so, daß man sie aufschneiden müßte, wenn sie davon nicht berufen sollte; und nur Jesus Christus, der sie hindere, Gott unmittelbar zu erfassen, siehe der endlichen Vervollkommnung ihres Herzens im Wege! . . .

Man darf sich nicht wundern, wenn in einem Jahrhunderte, wo religiöse Sektirungen Staatsverbrechen waren, Madame Guyon in die Bastille gesperrt und eine strenge Untersuchung gegen alle Personen eingeleitet wurde, die in dem Verdachte standen, an ihre Thorheiten zu glauben. Frau von Maintenon, die ihr anfangs wegen ihres Geistes und der Keinheit ihrer Sitten geneigt war, opferte sie den religiösen Lebendlichkeiten auf, die Bossuet in ihr erregt hatte.

Fenelon, der aus seiner Hinneigung zu den Mystikern und seiner Freundschaft für die Guyon kein Geheimniß machte, hatte, als das Umsichgreifen der neuen Sekte noch nicht mehr als ein Gerücht war, darüber häufige Unterredungen mit Bossuet. Die Erklärungen, die sich beide Männer gegenseitig machten, trugen lange Zeit einen friedlichen, selbst einen freundschaftlichen Charakter. Bossuet hatte keine Mühe, einen Gegner zu durchschauen, der seine Gestandnisse keinen Augenblick verhehlte, und wurde im Anfange von Fenelon's Hartnäckigkeit weniger erbittert, als um sich selbst besorgt gemacht; denn, sagt er, wo ein so erleuchteter Geist wanken konnte, wäre auch er vor dem Falle nicht sicher. Je gründlicher die Unterredungen wurden, desto mehr nahmen sie den Anschein von Konferenzen an und desto schwieriger wurde eine gegenseitige Verständigung. Fenelon wußte für Alles Erklärungen und Entschuldigungen; selbst die absurden Aeußerungen der Guyon setzten ihn nicht in Verlegenheit. Sie hätte, sagte er, in ihrer Unschuld so gesprochen, hätte ihre Gefühle mit unklaren, vielleicht mit unrichtigen Worten geschildert und wäre darum von ihren Anklägern falsch verstanden worden. Kurz, er gab nichts völlig zu und verwarf nichts mit Bestimmtheit.

Mehrere Monate gingen auf diese Weise hin. Nach langem Bitten erlangte Madame Guyon, daß ihre Schriften von Bossuet, von dem Bischof von Châlons und vom Abbé Tronson, dem Vorsteher des Seminars St. Sulpice, geprüft wurden. Fast ein Jahr wurde damit hingebracht. Denn außer den ungedruckten Schriften und Tagebüchern der Mad. Guyon mußte man Alles lesen, was Fenelon selbst täglich über die Materie schrieb, weil ihn entweder seine Ueberzeugung drängte, sich auszusprechen, oder weil er die Angriffe, die seiner Freundin drohten, auf sich lenken wollte. Fenelon nannte Mad. Guyon nicht, damit es nicht scheine, daß er mehr ihre Person, als die Sache vertheidige. Er hoffte sie zu retten, wenn er die allgemeinen Grundsätze rechtfertigte, die ihren Worten zu Grunde gelegen haben konnten, und war bereit, zuzugeben, daß sie sich in der Wahl ihrer Ausdrücke mancher Uebertreibungen schuldig gemacht habe, die bei einer Frau verzeihlich sind. Seine Eingaben an jenes geistliche Comité waren übrigens mit so viel Ehrerbietung und Demuth abgefaßt, daß seine Richter, obgleich sie zuweilen über seine Verblendung erschauerten, sich dennoch mit ihrem Urtheile nicht beeilten, in der Ueberzeugung, ihn noch eines Besseren zu belehren. Er erbot sich sogar, seine Titel und Würden, selbst seine Lehrerstelle aufzugeben, wenn man ihm beweisen könnte, worin er gefehlt habe. Er wollte nur überzeugt seyn; als wenn es so leicht wäre, einen redlichen Mann zu überzeugen, der von seinem Verstande und seiner Tugend getäuscht wird.

Die Sachen mußten indes zu Ende gebracht werden. Bossuet und die beiden genannten Prälaten faßten die ganze Materie in einige Artikel zusammen und legten dieselben Fenelon zur Unterschrift vor. Er sträubte sich lange, machte an jeder Zeile Ausstellungen, gab aber am Ende nach; sey es, weil die christliche Wahrheit siegte, sey es, weil ihn eine glückliche Veränderung seiner äußeren Existenz in Sachen der reinen Speculation gleichgültiger oder gefügiger gemacht hatte. Denn in dem Zeitraum zwischen der Abfassung und der Unterzeichnung jenes Formulars ernannte Ludwig XIV. Fenelon zum Erzbischof von Cambrai. Seine Gefügigkeit blieb dieselbe zwischen seiner Ernennung und der Weihe. Bossuet, der ihn weihen sollte, erzählt in der „Relation“, daß der neue Erzbischof zwei Tage vor der Ceremonie laicend seine Hand geküßt und sie zum Zeugen angerufen, daß er niemals eine andere Lehre bekennen würde, als der, von dem er die Weihe erhielt. Fenelon leugnete dieses Faktum später, doch bleibt die Wahrscheinlichkeit immer auf Bossuet's Seite.

Als Fenelon sein Erzbisthum inne hatte, änderte er sein Betragen. Bossuet hatte sich in einem Buche über die Artikel des Formulars ausgesprochen und eine Uebersicht über die Verhandlungen gegeben, aus denen es